

Daniel Schubbe-Åkerlund

Wissenschaftliches Arbeiten – Eine Einführung für den Studiengang „B.A. Kulturwissenschaften“

Kurseinheit 1:
Wissenschaftliches Schreiben und Präsentieren

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis.....	VI
Tabellenverzeichnis.....	VII
Lernziele und Bearbeitungshinweise.....	8
1 Was heißt „wissenschaftlich Arbeiten“?	9
1.1 Merkmale wissenschaftlichen Arbeitens	9
1.2 Wissenschaft zwischen Inhalt und Form	12
2 Textformen im Studium.....	16
2.1 Exposé.....	16
2.2 Thesenpapier	17
2.3 Protokoll.....	19
2.4 Klausur	20
2.5 Hausarbeit und B.A.-Arbeit.....	21
2.5.1 Formale Richtlinien.....	21
2.5.2 Anforderungen und Aufgabe der Hausarbeit	22
2.5.3 Anforderungen und Aufgabe der B.A.-Arbeit.....	23
3 Arbeitsschritte und -techniken.....	24
3.1 Themen finden und Titel gestalten.....	24
3.1.1 Auf dem Weg zum Thema	24
3.1.2 Vom Thema zur „Problemstellung“	30
3.1.3 Zum Titel einer Arbeit.....	32
3.2 Recherchieren	35
3.2.1 Quellenarten und Publikationsformen	35
3.2.2 Allgemeine Hinweise und Techniken für das Recherchieren	39
3.2.3 Spezifische Hinweise zur Geschichtswissenschaft.....	45
3.2.3.1 Bibliographien.....	46
3.2.3.2 Internet-Portale.....	46
3.2.3.3 Nachschlagewerke	47
3.2.3.4 Zeitschriften.....	47
3.2.4 Spezifische Hinweise zur Literaturwissenschaft.....	48
3.2.4.1 Bibliographien.....	48
3.2.4.2 Nachschlagewerke	49
3.2.4.3 Zeitschriften.....	49
3.2.5 Spezifische Hinweise zur Philosophie.....	50
3.2.5.1 Datenbanken	50
3.2.5.2 Nachschlagewerke	50
3.2.5.3 Zeitschriften.....	51
3.3 Wissenschaftliches Lesen	51
3.3.1 Selektierendes Lesen	52

3.3.2	Kursorisches Lesen	55
3.3.3	Strukturierendes Lesen	56
3.3.4	Studierendes Lesen	57
3.4	Formen der Auseinandersetzung mit Texten	58
3.4.1	Editorische Textsicherung	59
3.4.2	Quellenkritik	60
3.4.3	Interpretation	62
3.4.4	Inhaltskritik	66
3.5	Dokumentation und Aneignung der Lektüre	69
3.6	Wissenschaftliches Schreiben	76
3.6.1	Was zeichnet wissenschaftliches Schreiben aus?	77
3.6.2	Funktionsebenen eines Textes	78
3.6.3	Gliederung des Textes	79
3.6.3.1	Allgemeine Hinweise zur Gliederung	79
3.6.3.2	Hilfsmittel für die Gliederung	84
3.6.4	Die Bestandteile der Hausarbeit und ihre Funktionen	90
3.6.4.1	Deckblatt	90
3.6.4.2	Inhaltsverzeichnis	90
3.6.4.3	Einleitung	93
3.6.4.4	Hauptteil	96
3.6.4.5	Schluss	96
3.6.4.6	Literatur- und Quellenverzeichnis	97
3.6.4.7	Weitere Verzeichnisse und Anhänge	98
3.6.4.8	Versicherung	99
3.6.5	Phasen des Schreibens	99
3.6.6	Zitieren	101
3.6.6.1	Funktionale Aspekte und rechtliche Grundlagen	101
3.6.6.2	Formale Aspekte	104
3.6.6.3	Häufig zu findende Abkürzungen	109
3.6.6.4	Zitierfähige Literatur und Wahl der Ausgabe	114
3.6.7	Plagiate	116
3.6.8	Bibliographieren	117
3.6.8.1	Monographien	119
3.6.8.2	Aufsätze in Zeitschriften oder Jahrbüchern	119
3.6.8.3	Sammelbände	120
3.6.8.4	Aufsätze in Sammelbänden / Artikel in Fachlexika / Handbüchern	120
3.6.8.5	Editionen	121
3.6.8.6	Internetquellen	121
3.6.9	Weitere stilistische und konzeptionelle Hinweise	122
3.6.10	Hindernisse bewältigen – Schreibprozesse gestalten	125
3.6.10.1	Abbau von Hemmschwellen	126
3.6.10.2	Verbesserung des eigenen Stils	128
3.6.10.3	Verbesserung des Schreibhandelns	128
3.7	Präsentieren – Referat und Vortrag	130
3.7.1	Vorbereitung der Präsentation	130

3.7.2	Einsatz von Medien	131
3.7.2.1	Auswahl der Medien	131
3.7.2.2	Gestaltung der Medien	132
3.7.3	Anforderungen und Aufbau des Vortrags/des Referats	135
3.7.4	Auftreten.....	140
3.7.5	Verhalten in Diskussionen.....	143
3.7.6	Probleme beim Vortrag und der Diskussion	145
3.7.7	Moderieren.....	149
3.7.7.1	Moderation von Vorträgen	149
3.7.7.2	Moderation von Gruppendiskussionen.....	151
4	Projekt- und Zeitmanagement	154
4.1	Organisation des Materials	154
4.2	Eigenschaften eines Projekts	156
4.3	Möglichkeiten und Aufgaben analysieren.....	156
4.3.1	Bestimmung des „Ist-Zustands“	157
4.3.2	Bestimmung und Formulierung der Ziele	158
4.4	Arbeitsschritte planen und Termine einhalten.....	160
4.4.1	Entwurf des „Soll-Zustands“	160
4.4.2	Hilfsmittel	162
4.5	Hinweise zur Planung von Prüfungen.....	165
4.5.1	Hausarbeit	165
4.5.2	Mündliche Prüfung	168
4.5.3	Klausur	171
4.5.4	B.A.-Arbeit.....	174
	Literaturverzeichnis.....	176
1.	Literatur zum wissenschaftlichen Arbeiten und Schreiben.....	176
2.	Sonstige Literatur.....	179
	Anhang	182
1.	Muster für ein Deckblatt der Hausarbeit	182
2.	Muster für ein Deckblatt der B.A.-Arbeit.....	183
3.	Beispiel für einen vereinfachten Projektplan	184
4.	Liste äquivalenter lateinisch-deutscher Abkürzungen.....	185

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Beispiel für ein Thesenpapier	18
Abb. 2: Ausgangscluster.....	27
Abb. 3: Cluster Stufe 1.....	28
Abb. 4: Cluster Stufe 2.....	28
Abb. 5: Beispiel für einen Fragenkatalog	29
Abb. 6: Fragenkatalog Stufe 1	29
Abb. 7: Fragenkatalog Stufe 2.....	30
Abb. 8: Concept-Mapping.....	73
Abb. 9: Beispiel für ein Mind-Map	85
Abb. 10: Basisgliederung.....	86
Abb. 11: Beispiel für einen Themenkatalog	86
Abb. 12: Schema für die „vergleichende Waage“	88
Abb. 13: Schema für die „dialektische Waage“	88
Abb. 14: Schema für den „Rhombus“	89
Abb. 15: Schema für die „Kette“	89
Abb. 16: Fehlerhaftes Inhaltsverzeichnis.....	91
Abb. 17: Korrigiertes Inhaltsverzeichnis.....	92
Abb. 18: Literaturverzeichnis	97
Abb. 19: Abbildungsverzeichnis.....	98
Abb. 20: „Eisenhower-Quadrat“	164
Abb. 21: Muster für das Deckblatt einer Hausarbeit	182
Abb. 22: Muster für das Deckblatt einer Bachelor-Arbeit	183
Abb. 23: Beispiel für einen vereinfachten Projektplan	184

Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Nummerierungssystematiken.....	91
Tab. 2: Arbeitsschritte einer Hausarbeit.....	167
Tab. 3: Lateinisch-deutsche Abkürzungen	185

Lernziele und Bearbeitungshinweise

Die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Arbeiten und Schreiben lässt sich nicht einfach aus dem Lehrbuch aufnehmen und nicht in einem Semester zur Perfektion bringen. Wie bei allen praktischen Tätigkeiten bedarf es besonderer Übung, um entsprechende Kenntnisse so auszubilden, dass ihnen auch praktische Fertigkeiten entsprechen. Wie beim Erlernen eines Instruments oder einer Sprache ist Geduld und stetiges Üben angeraten, um stückweise Fortschritte zu erzielen. Bei der Konzeption dieses Kurses wurde daher darauf geachtet, der Übung einen besonders breiten Raum zu geben. Die Übungen finden Sie neben weiteren Zusatzinformationen (z. B. den Prüfungsinhalten) in der **Moodle-Lernumgebung** dieses Kurses. Es wird empfohlen, die Übungen zu absolvieren, um auf die Bearbeitung der spezifischen Fachinhalte im weiteren Studium gut vorbereitet zu sein. Zudem enthält die Moodle-Umgebung einen Zeitplan, wie die Inhalte des K-Moduls anhand der Studienbriefe effektiv und zielführend bearbeitet werden könnten. Eine individuelle Schreibberatung für Studierende im „B.A. Kulturwissenschaften“ bietet die „Schreibwerkstatt“ an (weitere Informationen finden Sie in der Moodle-Lernumgebung oder unter <http://www.fernuni-hagen.de/ksw/kg/schreibwerkstatt.shtml>).

Nach der Bearbeitung dieses Kurses und der ergänzenden Übungsmaterialien in Moodle sollen die Studierenden

- textsortenspezifische Kenntnisse erworben haben,
- Arbeitstechniken für die Vorbereitung und Formulierung wissenschaftlicher Texte kennengelernt und erprobt haben,
- grundlegende Eigenschaften wissenschaftlicher Texte kennen und in eigenen Texten umsetzen können,
- Hilfsmittel für das Projekt- und Zeitmanagement kennengelernt haben.

Bei internen Verweisen – insofern diese sich nicht auf ganze Kapitel beziehen – verweist ein „→“ auf entsprechende Kapitelabschnitte, die in der Regel durch Marginalien ausgewiesen sind. In der PDF-Version dieses Kurses, die in Moodle oder im Virtuellen Studienplatz abgerufen werden können, sind diese Verweise ebenso wie das Inhaltsverzeichnis verlinkt und können durch entsprechendes „Anklicken“ direkt angesteuert werden. Die Nutzung einiger Links in diesem Kurs ist an Lizenzen gebunden, die von der FernUniversität in Hagen bereitgestellt werden. Diese Links können dementsprechend nur aus dem Netz der FernUniversität bzw. über eine VPN-Verbindung genutzt werden. Informationen über eine VPN-Verbindung zur FernUniversität stehen in der Moodle-Umgebung des K-Moduls oder unter http://www.fernuni-hagen.de/zmi/produkte_service/vpn_client.shtml.

Für hilfreiche Hinweise und Ergänzungen danke ich Hubertus Busche, Nicole Hausmann, Louise Hoffmann, Nadine Holzmeier, Jens Lemanski, Ulf-Michael Schneider, Thomas Sokoll, Hendrik Wahler und Judith Werntgen-Schmidt.

1 Was heißt „wissenschaftlich Arbeiten“?

1.1 Merkmale wissenschaftlichen Arbeitens

Wissenschaftler_innen staunen und problematisieren, beschreiben Sachverhalte und entwerfen Theorien zur Erläuterung und Verdeutlichung. Vieles, das wir im täglichen Umgang als selbstverständlich ansehen, stellt sich bei näherem Hinsehen als komplex und fragwürdig heraus. Gerade für den Bereich der Kulturwissenschaften, die sich mit einem wesentlichen Teil menschlicher Lebenswirklichkeit beschäftigen, gilt es, das Selbstverständliche des Alltags in seiner Selbstverständlichkeit aufzubrechen und einem genaueren Verständnis zuzuführen, das möglichst frei von subjektiven Merkmalen, also objektiv ist.

Die Forderung nach Objektivität und einer objektiven Beschreibung, Darstellung und Erklärung von Sachverhalten oder Ereignissen ist für das wissenschaftliche Selbstverständnis zentral. Doch wie „objektiv“ kann Wissenschaft sein?¹ Wertungen spielen auf verschiedenen Ebenen des wissenschaftlichen Handelns eine Rolle. Insofern sowohl Naturwissenschaftler_innen als auch Kulturwissenschaftler_innen an einer Vorstellung *guter* wissenschaftlicher Praxis orientiert sind, sind normative oder axiologische (wertende) Aspekte Teil des wissenschaftlichen Selbstverständnisses.² Doch nicht nur auf der Ebene dieser wissenschaftlichen Rahmenbedingungen sind Wertungen allgegenwärtig, sondern auch in der konkreten Forschung: Bereits in der Auswahl von Themen liegt eine Wertung, ebenso in der Konstruktion von Zusammenhängen aus vermeintlich objektiv vorliegenden Fakten. Diese Wertungen lassen sich nicht vermeiden, da eine reine Auflistung von Fakten und Daten – dies gilt für die Geschichtswissenschaft nicht weniger als für die experimentelle Physik – noch kein Verständnis der Ereignisse oder Sachverhalte ergibt. Und schließlich sind auch die Ergebnisse noch von der gewählten Methode abhängig, wie das in diesem Zusammenhang häufig erzählte Bild vom dem Meeresforscher verdeutlicht, der mit einem Netz der Maschengröße von zwei Zoll fischt und schließlich die These aufstellt, dass kein Fisch kleiner als zwei Zoll groß ist.³ Wissenschaftler_innen konstruieren Modelle der Wirklichkeit und diese sind gegenüber der Wirklichkeit immer unterkomplex, das heißt, sie bilden die Komplexität der Wirklichkeit nicht 1:1 ab, sondern vereinfachen die Wirklichkeit in den Punkten, die für das Verständnis des jeweiligen Sachverhalts nicht notwendig sind. Obwohl in der wissenschaftlichen Arbeit somit gewisse Wertungen und Entscheidungen allgegenwärtig sind und das Erzielen der Ergebnisse be-

Objektivität

¹ Dieser Frage ließe sich noch eine andere Stoßrichtung verleihen, wenn formuliert wird: „Wie objektiv *sollte* Wissenschaft sein?“ Diese Frage ist Teil weitreichender Diskussionen in den Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert, beispielsweise in dem sogenannten „Werturteilsstreit“ und dem „Positivismusstreit“.

² Vgl. z. B. die Empfehlungen der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ins Leben gerufenen Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“ (http://www.dfg.de/foerderung/grundlagen_rahmenbedingungen/gwp/index.html, letzter Abruf: 05.12.2018).

³ Vgl. Arthur Eddington: *Philosophie der Naturwissenschaft*, S. 28.

dingen, ist die *Konstruktion* von Theorien und Methoden aber keine *Fiktion*: Die Wirklichkeit leistet in gewisser Weise Widerstand, so dass die Annahmen oder auch Hypothesen über die Wirklichkeit nicht willkürlich sein können. Die Hypothesen können vielmehr an der Wirklichkeit *scheitern* und sind daher *überprüfbar*. Alle diese Punkte zeigen, dass wissenschaftliches Arbeiten eine Vielzahl von Entscheidungen voraussetzt oder nach sich zieht – und diese Entscheidungen sind immer Entscheidungen von Menschen. Hervorzuheben ist allerdings, dass es sich bei diesen Wertungen um Wertungen auf der *Metaebene* handelt. Das heißt sie beziehen sich auf die Auswahl des Gegenstandes und der Methode, nicht aber auf die anschließende Bearbeitung (die Objektebene der Forschung). Die skizzierten Wertungen auf der Metaebene gehören zur Wissenschaft dazu, sie lassen sich nicht vermeiden. Alle Wertungen und die mit ihnen verbundenen „blinden Flecke“ aus der Wissenschaft verbannen zu wollen, hieße, das berühmte Kind mit dem Bade auszuschütten. Diese Entscheidungen führen schließlich auch dazu, dass die einzelnen Erkenntnisse eine Bedeutung gewinnen, die über die bloße Feststellung von Zusammenhängen hinausgeht. So ist beispielsweise in der an Gegenwartsinteressen orientierten Auswahl, einen bestimmten historischen Sachverhalt in einer bestimmten Art und Weise zu bearbeiten, die Möglichkeit begründet, Geschichte auch zu einem Argument werden zu lassen:⁴ Aus der Geschichte kann gelernt werden; Fehler der Vergangenheit, die sich aus der heutigen Sicht zeigen, können vermieden werden. Aus der Unhintergebarkeit metatheoretischer Wertungen allerdings zu schließen, dass bestimmte Sachverhalte subjektiv bewertet werden können oder sogar dürfen, hieße aber die Problematik missverstehen: Vielmehr sind die subjektiven Entscheidungen und die mit ihnen häufig verbundenen „blinden Flecke“ *bewusst* zu vollziehen und *kritisch* zu begleiten, damit sie sich nicht der Kontrolle entziehen. Die Forderung nach einer möglichst objektiven Darstellung auf der Objektebene bleibt also unberührt.

Kritik

Doch was wirkt gegen die vielen eigenen „blinden Flecke“ in der Wissenschaft? – Der kritische Blick des Anderen. Die Kritik des Anderen ist in der Wissenschaft keine Freude an Bosheit, sondern notwendiger Bestandteil des Unternehmens „Wissenschaft“ zur Sicherung der Objektivität. Die wissenschaftliche Einstellung zeichnet sich daher nicht nur durch ein „Wissenwollen“ aus, sondern auch dadurch, die Mitstreiter_innen in diesem Unternehmen immer wieder zu fragen: „Stimmt das denn auch, was Du behauptest? Wie lauten Deine Gründe dafür?“ Voraussetzungen und Prämissen sind soweit wie möglich kenntlich zu machen, um die nötige Transparenz der eigenen Arbeit für die *scientific community* herzustellen. Dazu gehört auch eine eigene Einstellung, durch die man bereit ist, grundsätzlich den eigenen Irrtum für möglich zu halten und im Gespräch zu suchen. Diese Offenheit und gegenseitige Kritik ermöglicht schließlich die gemeinsame Arbeit an Problemen, die Verdeutlichung eigener „blinder Flecke“ und die Nutzung von sogenannten Synergie-Effekten gemeinschaftlicher Arbeit. Diese Kritik ist jedoch nur möglich, wenn präzise, nachvollziehbar und überprüfbar gearbeitet wird.

Systematizität

Mit der Präzision, Nachvollziehbarkeit (das heißt, wissenschaftliche Untersu-

⁴ Vgl. z. B. Stefan Jordan: *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft*, S. 14.

chungen müssen intersubjektiv kommunizierbar sein) und Überprüfbarkeit sind bereits neben der Objektivität drei weitere Eigenschaften genannt, die das wissenschaftliche Arbeiten auszeichnen. Wissenschaften sind zudem bemüht, nicht einfach „Wissen“ anzuhäufen, sondern dieses systematisch zu erarbeiten und systematisch darzustellen. Systematisch bedeutet hierbei, transparenten Regeln folgend, das Bemühen um innere Konsistenz der Aussagen und der Zusammenhänge einzelner Sachverhalte (das heißt, Theorien, Argumente und Darstellungen sollten in sich nicht widersprüchlich sein) sowie empirische Adäquatheit (das heißt, Theorien, Argumente und Darstellungen sollten auch zur beschreibenden Wirklichkeit passen bzw. mit ihr übereinstimmen).

Wissenschaftliches Forschen ist insofern regelgeleitet, als es einer bestimmten **Methodik** folgt, um etwas herauszufinden. Methoden sind ihrerseits als Antworten auf die Fragen zu verstehen: Was ist zu tun, um dieses oder jenes herauszufinden? Wie muss meine Arbeit beschaffen sein, um dieses oder jenes Erkenntnisziel zu erreichen? Es ist schnell zu sehen, dass diese Fragen selbst wieder Gegenstand tiefgreifender und langanhaltender Diskussionen sind und sein können. Darum kümmert sich die Methodologie als Metadiskurs über Methoden. Methoden stellen aber auch die Systematizität und Intersubjektivität der Forschung sicher. Ein auf transparenten Schritten beruhendes Vorgehen ist prinzipiell nachvollziehbar und wiederholbar. Die Wiederholbarkeit garantiert schließlich die Überprüfbarkeit und damit eine Art Qualitätsmanagement in den Wissenschaften.

Zu dieser Überprüfbarkeit gehört auch die Begründung. Wissenschaftliche Aussagen sind nicht einfach nur Behauptungen, sie sind *begründete* Behauptungen. Auch wenn je nach Text und Erkenntnisinteresse die Formen und Strategien der Begründung stark voneinander abweichen können, so ist doch die Begründung von Aussagen ein zentrales Merkmal eines Textes mit wissenschaftlichem Anspruch. Die Begründung soll sicher stellen, dass die Ergebnisse nicht der Willkür subjektiven Beliebens zu verdanken sind, sondern der Untersuchung der Sache. Damit dies gelingt, sind Begründungen zu wählen, die nicht in der eigenen Person begründet sind oder sich auf diese beziehen, sondern auf die Sache bezogen sind. Zudem sorgen Begründungen für die nötige Transparenz wissenschaftlichen Handelns. Anhand der Argumentation können die Leser_innen nachvollziehen, auf welcher Grundlage die Autoren_innen zu ihren Ergebnissen gekommen sind. **Begründung**

Ein weiterer Aspekt, der in den Kulturwissenschaften zur methodischen Transparenz beiträgt, ist die Intertextualität. Unter Intertextualität ist ein Bezug wissenschaftlicher Texte auf andere Texte zu verstehen. Das Wort „Text“ stammt etymologisch betrachtet von dem lateinischen Wort „textus“ ab, das ursprünglich „Gewebe“ bedeutet. Gerade für die Kulturwissenschaften wäre das Verdeutlichungspotential dieses etymologischen Rückgangs aber nur im Ansatz ausgeschöpft, wenn man es lediglich auf einen einzelnen Text als solchen anwendet. Sicherlich ist bereits ein einzelner Text ein (kunstvolles) Gewebe aus verschiedenen Elementen (dies wird später noch ausführlich zur Sprache kommen), die erst in ihrem Zusammenhang zu ihrer vollen Entfaltung kommen, aber in den genannten Wissenschaften hilft das zur Metapher gewordene „Gewebe“ **Intertextualität**

auch, den Zusammenhang der Texte *untereinander* zu verdeutlichen. Wissenschaftliche Texte verweisen und beziehen sich aufeinander und setzen so ein gemeinsames Gespräch über klar bestimmte Sachverhalte fort. Der Verweis auf diese oder die Quellenangabe dieser herangezogenen Texte sind damit nicht nur Teil der Begründung und Redlichkeit wissenschaftlicher Arbeit, insofern die verwendeten Quellen ausgewiesen werden, sondern auch ein wichtiges Element, um „Wissenschaft“ als ein *gemeinsames* Projekt möglich zu machen.

Regeln des Schreibens

Für Wissenschaften, die wie die Geschichtswissenschaft, Literaturwissenschaft und Philosophie in besonderem Maße auf Texte bezogen sind, bedeutet die Betonung der Nachvollziehbarkeit, Überprüfbarkeit, Systematizität und Intertextualität auch, einen bestimmten Umgang mit Texten zu pflegen und beim eigenen Verfassen von Texten Regeln zu beachten, die diesen zu einem wissenschaftlichen machen. In diesem Sinne gibt der vorliegende Kurs eine Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten.

1.2 Wissenschaft zwischen Inhalt und Form

Vielfalt an Textformen

Wissenschaftliche Texte, die heute als solche anerkannt werden, folgen Standards und Konventionen des wissenschaftlichen Arbeitens und Schreibens. Daher werden diese Aspekte in dem vorliegenden Kurs hervorgehoben und als Grundlage der Entwicklung eigener wissenschaftlicher Arbeiten nahegelegt. Allerdings wird man als Student_in schnell merken, dass die wenigsten Klassiker der Geistes- und Kulturgeschichte den heutigen Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit genügen. Nicht nur, dass es in vergangenen Zeiten mit dem Zitieren fremder Gedanken häufig weniger genau genommen wurde, es zeigt sich auch, dass sich die für uns heute maßgeblichen Autoren_innen einer erstaunlichen Formenvielfalt der Darstellung bedient haben: Dialoge, Briefe, Aphorismen, Meditationen, Essays, Romane, Gedichte, Gebete etc. – Keine dieser Formen dürfte heute allerdings akzeptiert werden, wenn sie als Hausarbeit oder Bachelor-Arbeit eingereicht würde. Die Frage ist, wie diese Formenvielfalt in Bezug auf die Strenge wissenschaftlicher Theoriebildung zu bewerten ist.

Skepsis gegenüber „bloßer Rhetorik“

Auch wenn man mit Urs Sommer vielleicht beklagen kann, dass die seit „250 Jahren“ zunehmende Kultivierung der „Abhandlung“ nicht nur einen Verlust an „Ausdrucksformen“, sondern auch an „Denkformen“ bedeutet hat,⁵ so muss doch ebenso gesehen werden, dass die Abwehr stilistischer Schmückungen und rhetorischer Elemente die Wissenschaft spätestens seit ihren Ausprägungen im antiken Griechenland begleitet.⁶ Ein schöner Ausdruck für die Skepsis gegenüber der schmückenden Form eines Textes oder Rede findet sich bei Johann Wolfgang von Goethe, der die Kritik allzu weitgehender Ausschmückung von Rede und Text seiner Figur des Faust in den Mund legt:

„Wagner: Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.“

⁵ Vgl. Urs Sommer: *Philosophie als Wagnis*, S. 26f.

⁶ Vgl. Daniel Hornuff: *Denken designen*, S. 25–33.

Faust: Such' Er den redlichen Gewinn!
 Sei Er kein schellenlauter Tor!
 Es trägt Verstand und rechter Sinn
 Mit wenig Kunst sich selber vor;
 Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
 Ist's nötig, Worten nachzujagen?
 Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
 In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
 Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
 Der herbstlich durch die dürrn Blätter säuselt!“⁷

Die „blinkende Rede“ als „Vernebelung rechten Sinns“ kunstvoll vorgetragen – Goethe beherrscht den Spagat. Der Gedanke, den Goethe seinem Faust hier in den Mund legt, ist der, dass Inhalte gegenüber der Form eigenständig sein und rein auftreten könnten. Allerdings verkennt eine solche Position die *Notwendigkeit* der Formierung des Inhalts durch seine Formulierung. Inhalte sind somit stets an eine Form gebunden – gerade dies hat die Rhetorik betont, um Inhalte so aufzubereiten, dass sie möglichst überzeugend sind.

Man muss aber nicht allein auf ein Lob der Rhetorik für die Überzeugungskraft einer Rede oder eines Textes zurückgreifen, um die Bedeutung der sprachlichen Ausgestaltung hervorzuheben. Ein Bereich, der zeigt, dass die formierende Ausgestaltung hingegen oftmals bestimmte Sinnebenen eines Textes erst ermöglicht, ist der des „Nicht-Sprachlichen“. Wie sollte die Wirkung eines Gemäldes, einer Landschaft oder der Geschmack von Kaffee mitgeteilt werden, wenn nicht auf Metaphern oder Ausschmückungen zurückgegriffen werden soll? Etwas abstrakter formuliert: Es steht der zugrunde gelegte Wissensbegriff in Frage. Diese Frage ist heftig umstritten und es stehen sich mehrere Positionen gegenüber, von denen im Folgenden zur Verdeutlichung der Problematik zwei herausgenommen werden sollen: Während die eine Partei in einem monistischen Sinn dafür argumentiert, dass unter Wissen nur sogenanntes propositionales Wissen verstanden werden kann oder sollte, argumentiert die andere Partei für einen Pluralismus von Wissensformen. Unter propositionalem Wissen wird in der Regel eine Art von Wissen verstanden, das sich problemlos in Aussagesätzen mitteilen und teilen lässt; man spricht daher häufig auch von einem „Wissen, dass...“. Doch was ist beispielsweise mit einem praktischen Wissen (dem „Wissen, wie...“) oder einem Wissen, das durch die Bekanntschaft mit etwas gewonnen wurde? In der deutschen Sprache ist es völlig sprachkonform, zu sagen, dass ich weiß, *wie* heiß der Kaffee in meiner Tasse ist. Vertreter des propositionalen Wissens könnten an dieser Stelle entgegenen, dass dieser Satz aber problemlos umformuliert werden kann, nämlich zu dem Satz „Ich weiß, *dass* dieser Kaffee 72 °C heiß ist.“. Damit hätte sich das „Wissen, wie“ als reduzierbar auf das propositionale Wissen erwiesen, letzteres wäre somit grundlegender. Aber vielleicht hat man es dem Vertreter des propositionalen Wissens mit dem Beispiel nur zu leicht gemacht. Im Grunde handelt es sich beim dem Wissen, *wie* heiß der Kaffee ist, gar nicht um ein echtes praktisches Wissen. Was ist hingegen damit, dass jemand weiß, wie man Fußball spielt? Kann dieses Wissen noch sinnvoll in propositionales Wissen umgewandelt werden? Sicherlich

Wissensformen

⁷ Johann Wolfgang von Goethe: *Faust. Der Tragödie erster Teil*, V. 546–557.

auf der Ebene der Spielregeln, aber diese Ebene ist nicht allein damit gemeint, wenn man sagt, dass jemand weiß, wie man Fußball spielt. Oder was ist mit dem Beispiel, das Gottfried Gabriel in Bezug auf ein Wissen – er spricht von Erkenntnis – durch Bekanntschaft gibt:

„Es kann sogar vorkommen, dass ich mehr sehe, als ich sagen kann, sei es, dass mir die Begriffe fehlen, sei es, dass ich das, was ich sehe, in Begriffen nicht ausschöpfen kann (individuum est ineffabile). Einen Gegenstand oder eine Person *a* zu kennen, ist dann nicht auf die propositionale Erkenntnis reduzierbar, dass *a* die Eigenschaften P_1 , P_2 , ..., P_n hat. Die anschauliche ‚Fülle‘ der Gegenstandserkenntnis ist sozusagen komplexer oder reicher als alles, was ich über den Gegenstand aussage. Der Versuch, diese Fülle auf den Begriff zu bringen, ist zwangsläufig mit einem Verlust verbunden (omnis determinatio est negatio).“⁸

Rolle der Formenvielfalt

Der kleine Umweg über die Diskussion um die Reduzierbarkeit von Wissensformen sollte zeigen, dass es durchaus naheliegt, davon auszugehen, dass es einen Bereich menschlichen Wissens oder Erkenntnis gibt, der nicht direkt bzw. begrifflich mitteilbar ist. Wenn dies so sein sollte, muss nach anderen Wegen gesucht werden, diese Erkenntnisse, wenn schon nicht direkt, zumindest indirekt mitzuteilen – und dabei kann die Darstellungsform eine wichtige Rolle spielen, beispielsweise indem die Darstellung so aufgebaut ist, dass sie die Leser_innen derart durch den Gedankengang führt, dass sie diesen selbst vollführen und nicht einfach Ergebnisse zur Kenntnis nehmen. Durch diese Anleitung zum Selbstvollzug des Denkens bekommt der Text einen erheblichen Mehrwert gegenüber der Kundgebung von fertigen Erkenntnissen. Dies gilt für literarische Texte ebenso wie für philosophische oder solche, die historische Zusammenhänge darstellen. Als Beispiele für solche Texte wird gern auf Platons Dialoge oder Descartes' *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*⁹ verwiesen. Die Platonischen Dialoge – schließlich eine sehr kunstvolle Form der Mitteilung – müssen vor diesem Hintergrund eben auch hinsichtlich ihrer Funktion verstanden werden, einen Erkenntnisweg mitzuvollziehen und nicht nur als Schmuck der Mitteilung. Ebenso bei Descartes, wenn er die fiktive Situation entwirft, wie er am Kamin Stück für Stück an der Wirklichkeit und erworbenen Wahrheiten zweifelt.

Es mag eingewendet werden, dass es in der Wissenschaft ja gar nicht um „nicht-sprachliche“ Wissensformen geht: Die Temperatur einer Flüssigkeit ist klar und präzise zu nennen, sie beträgt bei dem Kaffee in meiner Tasse 72 °C, und um solche Aussagearten geht es in der Wissenschaft nun einmal. Eine solche Replik beantwortet das Problem aber mit einer angeblichen Lösung, die gerade das Problem ist: Es ist nämlich durchaus fraglich, ob es in den Wissenschaften nur um solche Aussagearten geht, die wie die Temperaturangabe eindeutig sein mögen.

⁸ Gottfried Gabriel: *Zwischen Wissenschaft und Dichtung*, S. 416f.

⁹ Zur Deutung der *Meditationen* mit Blick auf ihre Darstellungsform vgl. Gottfried Gabriel: *Zwischen Wissenschaft und Dichtung*, S. 419ff.

Mit Blick auf diese Darstellungsformen sollte die im Folgenden zu findende Betonung der heutigen Standards und Konventionen nicht dazu führen, den gestalterischen Spielraum des Denkens zu unterschätzen, auch wenn während des Studiums dieser Spielraum in Hausarbeiten und Abschlussarbeiten nicht allzu frei genutzt werden kann. Bei der *Analyse* der Texte, die einem im Laufe des Studiums begegnen, sollte dieser Gestaltungsspielraum aber durchaus einbezogen werden, insofern ein Verständnis der Texte auch deren Formen mitzubedenken hat. Wie im Anschluss an Daniel Hornuff zu betonen wäre, sollte im Rahmen des wissenschaftlichen Arbeitens die notwendige Formierung des Denkens beim Reden und Schreiben nicht zu einem bloßen Formatieren des Textes werden.¹⁰

¹⁰ Vgl. Daniel Hornuff: *Denken designen*, S. 11.